

# Danksagung

Marie Luise Kaschnitz Preis 2026

Katerina Poladjan

Liebe Anwesende, liebe Abwesende!

Im Zug auf meinem Weg nach Tutzing stieg in Halle eine Frau mit einem Kind zu. Sie hatten nicht reserviert und fanden keine Plätze nebeneinander. Neben mir war ein Platz frei, und die Frau, die ganz erhitzt war, setzte das Kind dorthin. Das Kind war etwa zehn Jahre alt und ein bisschen rundlich. Ich hörte Musik und sah aus dem Fenster, ließ die Gedanken schweifen. Auf meinen Knien lag ein Roman von Marie Luise Kaschnitz, *Elissa*, der mit dem schönen Satz beginnt: »Die Heimat der Schwestern war eine Stadt am südlichen Meer.« Es dauerte keine zehn Minuten, dann fragte mich das Kind, wohin ich denn führe. »Nach Tutzing«, sagte ich. »Warum?« »Zu einer Tagung.« »Aha, warum?« »Nun«, sagte ich, »zu einer Tagung eben«. Ich hatte keine Lust, mich zu unterhalten. Draußen flog Landschaft vorbei. Ich spürte die Unruhe des Kindes. Es schaute nicht an mir vorbei aus dem Fenster, es sah mich an. Es wartete. Auch ich wurde unruhig. Ich legte meine Kopfhörer beiseite und fragte, »und du, wohin fährst du?« Das Kind antwortete nicht. Also sagte ich, »ich bekomme einen Preis«. »Wofür?« »Für meine Bücher.« Als ich das sagte, wurde ich rot. Das Kind muss es bemerkt haben, es lächelte wissend. Es wollte wissen, worüber ich schreibe, und plötzlich wusste ich es nicht. »Was ist das da für ein Buch?«, fragte das Kind. Ich schlug eine Seite auf und las:

»Das Wasser war still und das Wasser lag tot und still. Die Lichter waren erloschen und plötzlich glaubte Elissa, nichts anderes als ihren eigenen Herzschlag zu hören. Sie war allein in einer finsternen und feindlichen Welt.«

»Wer ist Elissa?«, fragte das Kind. »Ein Mädchen, wie du. Die Autorin schrieb das Buch, als die Welt finster war«, sagte ich. Das Kind holte eine Packung M&Ms aus seinem Rucksack und gab mir eine grüne und eine gelbe Nuss. Erdnüsse in Schokolade. »Elissa ist kein guter Name«, sagte das Kind. Ich sah zwei blaue Flecken an seinem Knie, eine kleine Schürfwunde. Es musste wild gespielt haben. Ich wusste es nicht.

»Elissa wandte ihr Gesicht der Erde so aufmerksam zu, als wolle sie dem Erwachen des Samenkornes lauschen, jenem unbegreiflichen Augenblick, indem eine schlummernde Kraft sich zu langem Wirken erhebt. Wer treibt, wer beschließt das begonnene Werk?«

Ich roch die Erdnüsse und noch etwas anderes. Draußen waren plötzlich Berge. Grüne saftige Hügel, die nicht zu verschieben waren. »Was bekommst du denn? Geld?«  
»Auch Geld. Vor allem aber spricht man über meine Bücher, das ist ein Geschenk.«  
»Ich kann auch über deine Bücher sprechen.« »Ja«, sagte ich, »das wäre auch ein Geschenk.« »Ich lese keine Bücher«, sagte das Kind, »ich höre nur Geschichten, oder ich mache nichts, oder ich schaue mir Videos an.« »Was für Videos?« »Von Tieren, vom Schminken, Musikvideos – so etwas.«

Einmal angestoßen kam das Kind ins Erzählen. Es erzählte und erzählte. Laut und fröhlich. Von der Schule, von ihren Freundinnen, von ihren Lieblingsspeisen. Es ging um alles.

Meine Gedanken schweiften wieder ab. Es geht immer um alles. Wie in den Texten von Marie Luise Kaschnitz. Es geht um alles und die unfassbare Grenze zwischen dem Sein und dem Nicht-mehr-sein.

»Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben.«

Mit diesen Worten beschreibt Robert Musil in seinem großen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* den *Wirklichkeitssinn*. Dann folgert er aus der eben postulierten Existenz des Wirklichkeitssinns, es müsse auch einen *Möglichkeitssinn* geben.

Mir steht die Situation bildlich vor Augen: Jemand mit Möglichkeitssinn – sagen wir, es ist ein Mann mit einigen Eigenschaften – strebt auf eine geöffnete Tür zu und missachtet die Tatsache, dass sie einen festen Rahmen hat. Vielleicht teilt die eine oder der andere unter Ihnen meine Liebe zum Slapstick und stellt sich mit mir vor, wie sich die Person im nächsten Augenblick eine Beule oder einen blauen Zeh am Türrahmen holt, nur um anschließend zu behaupten, die hölzerne oder gar steinerne Einfassung der Pforte sei gar nicht zwingend Ursache des schmerzhaften Zusammenstoßes, denn es sei absolut im Rahmen des Möglichen, dass sich die Öffnung beim Durchschreiten geweitet, gar verflüchtigt oder sich ganz und gar als Einbildung erwiesen hätte, denn – so behauptet Musil ein paar Sätze weiter – wer einen Möglichkeitssinn besitze, sage beispielsweise nicht: »Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein.« Und noch ein paar Sätze weiter folgert Musil: »Solche Möglichkeitsmenschen leben [...] in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven.«

Das klingt doch gut. Es klingt nach kreativem Geist, nach romantischer Realitätsverachtung, nach Vision und – ja, nach ungeahnten Möglichkeiten in einer Welt, geprägt von Ordnung, moralischen und technokratischen Regeln, fester Materie und der vermaledeiten Schwerkraft.

Aber laufen solche Möglichkeitsmenschen nicht mit schmerzenden Beulen durch die Welt, die sie sich beim Versuch geholt haben, mit dem Kopf durch die Wand zu gehen? Und führt dieser dauernde Kopfschmerz nicht am Ende zu einer Verengung des Herzens?

Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Im Gegenteil – neue Fragen schließen sich an; Fragen wie diese: Welche Bedeutung hat ein Sinn für ein feines *Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven* zu einer Zeit, in der das Falsche als wahr gilt und das Böse als gut? Zu einer Zeit, in der ein *Gespinnst von Dunst und Einbildung* zu Ignoranz, Chauvinismus und Gewalt führt. Zu einer Zeit, die in jeder Sekunde mit neuen digitalen Wellen aus Dunst und Einbildung geflutet wird, menschlich erdachten und künstlich reproduzierten? Keine Lösung scheint mir die essentialistische Rückwendung zu kruden Vorstellungen von Authentizität, worin viele von Spätkapitalismus und Zukunftsangst gestressten Zeitgenossen ihr Heil suchen.

Was also tun in all dem Schlamassel?

Sollte ich mich von *Träumerei und Konjunktiven* fernhalten und stattdessen an Helmut Schmidt orientieren, der 1980 sagte: »Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen«? Es würde schwierig werden, ist doch die Literatur ganz eigentlich die Sphäre der Möglichkeiten.

Auch Musils Möglichkeitsmensch Ulrich schlägt sich mit solcherlei Fragen herum. Dabei hat er schon drei Versuche gemacht, ein bedeutender Mann zu werden – zuerst als Soldat beim Militär, dann als Ingenieur, zuletzt als Mathematiker. Dann heißt es über ihn:

»Wann immer man ihn bei der Abfassung mathematischer und mathematisch-logischer Abhandlungen oder bei der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften gefragt haben würde, welches Ziel ihm vorschwebte, so würde er geantwortet haben, daß nur eine Frage das Denken wirklich lohne, und das sei die des rechten Lebens.«

Die Frage des rechten Lebens ist ganz bestimmt eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Frage. Aber ist sie wirklich die einzige, die das Denken lohnt? Was ist mit all den anderen Fragen? Zum Beispiel, ob man in fröhlicher Runde Pik oder Karo spielt. Zum Beispiel, ob man sich als Haustier einen Hund, einen Hamster oder doch lieber keines von beidem anschafft. Lohnen solche Fragen nicht das Denken?

Und braucht es zu alledem die hypertrophe Selbstermächtigung des alle Konventionen verweigernden Genies, das mit dem Kopf durch die Wand neben der geöffneten Tür geht?

Was soll man denn tun?

Trost finde ich bei Marie Luise Kaschnitz. Es ist kein einfacher, beruhigender Trost, keiner, der sagt *es ist doch alles gut*.

Da ist ihre Sprache, die klar, durchgearbeitet und präzise die Welt beschreibt, und dabei Möglichkeiten und Unmöglichkeiten mitschwingen lässt. Da ist die Trauer. Das Unheimliche und Bedrohliche. Und da ist eine feine Komik, wenn in die Beschreibung einer Mittelmeerlandschaft das Wort *Wechselrahmen* knallt.

»Das hast du hübsch gemalt, diesen Eichelhäherflügel, der kommt in den Wechselrahmen.«

Ich finde bei Marie Luise Kaschnitz verspielte Leichtigkeit als Produkt künstlerischer Anstrengung. Ich finde eine Bescheidenheit, die Größe zulässt. Ich finde eine wechselseitige Durchdringung von Realität und Imagination. Ich finde den Bezug zur Kindheit als Erlebnisraum des werdenden und eines Tages vielleicht gewordenen Ichs. Ich folge lesend einer Spurenleserin und Zeichendeuterin der Gegenwart, die mich auf neue Pfade führt.

Bei Kaschnitz hole ich mir keine Beule am Türrahmen, weil es in ihrem Schreiben gar keine klare Grenze zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen gibt. Und das Tröstende daran? Die Sphären sind nicht antagonistisch gegeneinander abgegrenzt, sondern befruchten sich gegenseitig. Wirklichkeit ist nicht gegeben und muss nur noch gedeutet werden. Die Deutung selbst erzeugt Wirklichkeit.

»Du hörst ja gar nicht richtig zu«, klagte das Kind. Ertappt schüttelte ich den Kopf und dachte:

Wie durchdringen wir den Lärm? –

Vielleicht mit Stille.

Wie begegnen wir der Angst?

Vielleicht, indem wir nach allen Regeln der Kunst den Teufel an die Wand malen.

Dann können wir vielleicht manchmal die Welt aus den quietschenden Angeln heben.

Dann dachte ich: Was für eine Ehre mit einem Preis ausgezeichnet zu werden, der diesen Namen trägt! Und ich danke nicht nur für den Preis, ich danke auch für den Anstoß, den er mir gegeben hat und weiter gibt, in das Werk von Marie Luise Kaschnitz einzutauchen. Für sie und ihr Werk bin ich gewonnen.

Dem Kind indes war es langweilig mit mir geworden. Es war aufgestanden, streifte durch das Abteil und machte sich einen Spaß daraus, die automatische Tür am Ende auf- und zulegen zu lassen.

Jetzt möchte ich danken, und ich möchte allen, die ich jetzt nenne, sehr danken, ohne Reihenfolge, ohne Hierarchie, also allen besonders danken.

Ich danke Udo Hahn stellvertretend für die Evangelische Akademie Tutzing und allen, die von hier aus zum Gelingen dieses Wochenendes an diesem wunderbaren Ort beigetragen haben.

Ich danke der Jury und allen, die von nah und fern angereist sind und zum Gelingen dieses Wochenendes beigetragen haben. Es war mir ein Fest, Moritz Baßler, Thomas Geiger, Tanja Graf, Elke Hartmann, Thomas Loibl, Angelika Niescier, Andreas Platthaus, Shirin Sojitrawalla, Ulrike Steierwald, Hajo Steinert, Julia Weden, Insa Wilke und Iris Wolff!

Ich danke Joachim Sartorius, nicht nur für die wunderbare Laudatio, sondern auch für seine Gedichte und dafür, dass er während meiner gesamten schriftstellerischen Laufbahn immer irgendwie da war, selten im Vordergrund (wie heute) und doch immer auf befördernde Weise präsent.

Ich danke Sascha Michel stellvertretend für alle guten Geister des S. Fischer Verlags, von denen ich mich durch gute und schlechte Zeiten getragen fühle.

Ich danke Meike Herrmann stellvertretend für die Agentur Graf & Graf.

Ich danke meinen Eltern und meinen Kindern.

Ich danke Henning Fritsch, der immer mitdenkt, mitliest, mitschreibt, mitmacht, mitweint, mitlacht.

Ich danke Christiane Hauch, die das auch macht.

Ich danke meinem Freundeskreis und dem Freundeskreis Evangelische Akademie Tutzing e.V.

Ich danke allen Anwesenden bei diesem Wochenende. Es ist doch keine kleine Herausforderung, so geehrt zu werden, und ohne Sie und Euch hätte ich das gar nicht geschafft.